

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 1

Artikel: Partisanen im Kloster : eine Erzählung aus diesen Tagen
Autor: Calgari, Guido
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Partisanen im Kloster

EINE ERZÄHLUNG AUS DIESEN TAGEN

VON GUIDO CALGARI

Der Pater Guardian fing an zu erzählen:

Da passierten hintereinander zwei Dinge, die ich mir nie hätte träumen lassen, auch wenn einen die Zeitungen daran gewöhnt haben, sich alles Menschenmögliche auszumalen. Und wie sie so seltsam zusammentrafen, miteinander zusammenhängen, wie eines das andere erst ins rechte Licht rückte, das waren lauter Dinge, die den eigentlichen Trägern der Handlung wahrscheinlich gar nicht zum Bewußtsein kamen; uns aber, die wir den Geschehnissen als interessierte und bewegte Zuschauer folgten, uns sprangen sie nur so in die Augen . . .

Können Sie verstehen? Die Unsrigen, unsere Eigenen, das ist etwas ganz anderes. Soldaten sind es schon, aber unsere Soldaten, was soviel sagen will als Leute mit vertrauten Gesichtszügen, mit Gesten und

einer Art zu denken und zu sprechen wie unsere eigene; in ihnen erkennen wir uns selbst wieder. Schon allein das Feldgrau, dem begegnet man seit fünf Jahren an allen Ecken, in jedem Sträßchen, auf allen Berghöhen. Die Soldatenuniform, die gehört nun einmal jetzt zu den stündlichen Erlebnissen. Und wenn die Leute auch eine andere Sprache sprechen, so weiß man doch, es sind Schweizer und damit Schluß! Bei ihrem Anblick denkt man an einen der unzähligen Kantone, es fällt einem vielleicht eine Reise ein, die einen einmal über den Sankt Gotthard geführt hat . . . man erinnert sich an die Nadelwälder dort mit den ordentlich gekämmten Zweigen, an die charakteristischen Gestalten der Berge, an die Hügel, Seen und Häuser längs der Bahnstrecke — besonders wie sie im Winter aussehen, wenn sie tief im Schnee liegen — und in den Häuschen drinnen ahnt

man die Wärme, die von Zuneigung und Arbeit ausstrahlt . . . Familie . . . tägliche Pflicht . . . ein wenig Schwerfälligkeit und Pedanterie freilich auch, aber selbst die ist uns allmählich lieb geworden.

Unsere Soldaten also, das ist etwas anderes. Aber jetzt stellen Sie sich einmal vor, Sie werden ans Telephon gerufen, und man sagt Ihnen:

« In einer Viertelstunde kommt eine Kompanie der Wehrmacht an; wollen Sie uns gefälligst Ihren Innenhof, die Klotzette und einen Saal zur ärztlichen Untersuchung bereitstellen? »

Stellen Sie sich das Staunen vor, als ich die Neuigkeit dem Pater Angelo erzählte, dem Pater Teodoro und unserm guten Bruder Fiorentino, der bei uns das Radio heißt, weil ihm der Mund nie stille steht. Die Nachricht verursachte einen Aufruhr, das können Sie mir glauben. Wenn die Säulen unseres schönen Kreuzganges angefangen hätten, Menuett zu tanzen und der Glockenturm auf unserer lieben Kirche San Francesco Purzelbäume zu schlagen, es hätte wahrhaftig nicht schlimmer sein können.

Wir hatten uns noch gar nicht von unserem Staunen erholt (Auch wir sind jetzt im Krieg! Auch wir sind jetzt im Krieg! wiederholte Bruder Fiorentino unaufhörlich, er wiederholte es in der Küche und bei den Novizen, und als er keine Zuhörer mehr fand, ging er in den Hof hinunter und erzählte es den Hühnern und den Bienen im Bienenstock . . .), also wir hatten uns noch nicht erholt, da höre ich *tum-tum-tum-tum*, schwere Stiefel schlagen Takt auf dem Steinpflaster des Portikus, und Bruder Giovanni, vor Aufregung rot im Gesicht und die Augen von Rührung verschleiert, ruft mir von seinem Guckfensterchen zu: « Sie sind da! Sie sind schon da! » — Daß sie da sind, das sehe ich selbst, du grundgütiger Heiland!

In Marschordnung, immer drei und drei, waren sie durch das Gittertor hereingekommen, im Taktschritt, in strammer Haltung, die Köpfe gradaus gerich-

tet, so bewundernswert ordentlich aufmarschiert, daß man hätte denken können, sie defilierten beim Manöver vor einem General. Und der General war nur ich, der versuchte, sich Haltung zu geben, es fehlte nicht viel, so hätte ich sie um Entschuldigung gebeten, weil ich sie nicht in Uniform empfang, sondern nur in meiner ärmlichen Soutane. Die zwar auch die Uniform einer Soldateska ist, und vielleicht einer, die in der Welt lieber gesehen wird (vom lieben Gott wollen wir ganz schweigen).

So eine Uniform hatte ich noch nie gesehen, außer auf den Abbildungen der illustrierten Zeitungen. Ein dunkles Grün mit etwas Gelb an den Kragenumschlägen, auf der Brust einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Dann die üblichen Rangabzeichen. Ein Signal, und sie standen vollkommen still, machten kehrt gegen die Mitte, immer weiter in Reih und Glied, in Hab-Acht-Stellung, die Tornister auf den Rücken. Keine einzige Gebärde der Ungeduld, nichts, was Müdigkeit oder Erleichterung verraten hätte, Erleichterung darüber, daß sie jetzt in Sicherheit, aus dem Sturme draußen waren. Ich an ihrer Stelle, ich hätte angefangen zu singen, das weiß ich. Da standen sie nun selbstbewußt aufgepflanzt, mit verschlossenen, undurchdringlichen Gesichtern. Wenn ich zwischen zwei Säulen hindurch schaute (ich veränderte meine Stellung, um den Anblick von allen Seiten zu haben), kamen sie mir vor wie die Bauern auf einem Schachbrett oder wie ein Spiel von mechanischen Figuren . . .

Da kamen unsere Soldaten mit einem Häufchen Offiziere und rissen mich aus meiner verwunderten Betrachtung. Der rangälteste Offizier schritt auf mich zu, begrüßte mich und brachte seine Entschuldigung wegen der Störung vor. (« Wir haben das Kloster gewählt, um Ansammlungen Neugieriger zu verhindern. Sie begreifen, das Schauspiel ist neu und ungewohnt . . . ») Dann erklärte er mir ohne Umschweife, daß er mich für meine Leute verantwortlich machte. Ich verdaute das einen Augenblick: meine

Leute? Ah ja! die andern Brüder... Niemand dürfte sich den fremden Soldaten nähern oder ihnen Auskünfte geben. (Sollte er am Ende von Bruder Fiorentinos flinker Zunge gehört haben?) Da versuchte auch ich, mich auf einen Sockel von Autorität zu stellen: «Haften Sie mir dafür, daß die Männer hier uns keine ansteckenden Krankheiten mitbringen? Wir haben hier Novizen, müssen Sie wissen...» Da rief er den Sanitätsleutnant herbei und gab in seinem Namen die Zusicherung ab. Sodann stellte er vor jeder Türe einen Posten auf, daß es eine wahre Lust war, unser Kloster so militarisiert zu sehen.

An dieser Stelle wollte Pater Teodoro auch ein Wörtchen mitreden. Pater Teodoro kümmert sich um die Buchhaltung und die Ausgaben für die Küche, wenn er auch nicht gerade unser Koch ist. Man begreift also, daß seine Beobachtungen vornehmlich praktischer Natur sind:

Erst als sie den Befehl dazu erhielten, nahmen sie ihre Tornister ab, ordneten sich aber sogleich wieder in Reih und Glied, als ob sie sich geschämt hätten, daß sich ihre Reihen beim Abnehmen dieser enormen Last aufgelöst hatten. Nun kamen Schweizer Soldaten mit Suppeneimern und hochbeladenen Brotkörben und Käseschüsseln. Kaum sahen sie den ersten Eimer mit Suppe ankommen, da stellten sie sich in einer Gänserreihe auf, einer hinter dem andern, grad als wäre der Duft der Suppe ein Oberst, dessen Befehlen sie gehorchten. Sie holten ihre Ration und fingen an, im Stehen zu essen. Im Stehen, wirklich wahr, ohne sich zu rühren und in strammer Haltung. Ein Schweizer erteilte ihnen die Erlaubnis, sich unter dem Porticus niederzusetzen, da setzten sie sich. Dann gingen sie einer nach dem andern an den Brunnen: Sie ließen Wasser in die Gamelle laufen, ganz wenig Wasser, tranken langsam

und wenig, spülten die Gamelle aus und gingen wieder an ihren Platz. Nun nahm die ärztliche Untersuchung ihren Anfang. Sie zogen Röcke, Hemden und Unterleibchen aus, hängten alles sofort zum Trocknen an die Sonne, und einige legten sich selbst in die Sonne, um sich die Haut braten zu lassen. Während sie warteten, bis sie an der Reihe waren, machten sie sich an ihren Tornistern zu schaffen, holten Stiefelwischse und Rasierklingen heraus und begannen, sich die Stiefel zu putzen, sich zu rasieren und zu kämmen. Ohne ein Wort, ohne eine lässige Bewegung. «Aber sind diese Leute denn nicht froh, daß sie gerettet sind und die beinahe mathematische Gewißheit haben, in ihren Betten zu sterben», sagte ich zu mir selbst. «Hat diese *Wehrmacht* denn wirklich keine menschlichen Gefühle?» Darauf sagte man mir, daß es gar keine Deutschen wären, sondern Tschechen, Slowaken, Böhmen, alles was man will, nur keine Deutschen. Eine Nation, die einmal war, seit fünf Jahren von der Landkarte gestrichen ist und auf ihre Auferstehung wartet. Seit fünf Jahren müssen diese Leute sich als Deutsche betrachten und in deutscher Uniform kämpfen.

Ein Zeichen, und sie standen schon wieder in Reih und Glied, in ordentlichem Aufzug, die frisch gewichsten Stiefel glänzten, daß es eine Pracht war. Ein Kommando, und ab zogen sie, immer drei und drei, im Schritt. Kein Lächeln, keine Grimasse. Nichts. Nicht einmal ein Wort. Oder doch, der rechts in der letzten Reihe, ein schöner, großer, blonder Mann mit einer Blume zwischen den Zähnen, sagte mir beim Hinausgehen mit einem flüchtigen Lächeln: «*Merci bien.*» Auf Französisch sagte er es. Da konnte ich mich nicht zurückhalten und antwortete: «Auf Wiedersehen in Prag!» Das war als Gruß gemeint und gleichzeitig als ein Wunsch für die Freiheit seines Landes. Er sagte nichts darauf, schaute mich nur streng vom Scheitel bis

zur Sohle an. Vielleicht dachte er sich: «Wo willst du jemals hinkommen, du mit deiner ärmlichen Soutane?» (Aber man weiß nie! Klöster gibt es überall, auch in Böhmen. Vielleicht hab' ich einmal das Glück, in den Ländern dort zu predigen. Wer kann's wissen?)

Darauf sprach Bruder Carmelo, der die Kranken betreut, und, wenn er studiert hätte, ein guter Arzt geworden wäre, so einer, der sich um seine Patienten kümmert und nicht aufs Geldverdienen aus ist:

Ich sah sie mir an, als sie zur Untersuchung gingen. Nackt sind freilich alle Menschen gleich, und auf keinem Menschenleib steht geschrieben: «Der da ist ein Deutscher, der ein Tscheche, der ein Schweizer.» Schöne Körper. Stattliche Männer, alle gleich verbrannt von der Sonne Gott weiß wie vieler Feldzüge auf ihrem Weg durch ganz Europa. Seit fünf Jahren leben sie nun in Gottes freier Natur, unter allen Himmelsstrichen, und Nahrung, an der wird es ihnen nicht gerade gefehlt haben, gewohnt wie sie waren, beinahe überall zu siegen und sich aus allen Bienenstöcken etwas zu holen.

Die Untersuchung war für sie ein lästiger Ritus, sie ließen ihre prächtigen Leiber bewundern, dann zogen sie sich wieder an. Wer weiß, wie unzählige Male sie so etwas über sich ergehen lassen mußten. Der Doktor tastet ihnen den Bauch ab, klopft ihnen mit zwei Fingerknöcheln auf dem Brustkasten herum, schaut ihnen in den Mund und untersucht dann Haare und Hände. Der Nächste! Alle gleich, wie mit der Maschine gestanzt. Klar, daß sie gut marschieren, mäßig trinken und ihre Kleider in Ordnung bringen, ehe sie abziehen. Das heißt, alle sind nicht fortgegangen. Einen habe ich hier im Krankensaal. Eine Kugel ist ihm durch die rechte große Zehe gegangen. Er hatte sich die Wunde verbunden, sich ein Stück vom Oberleder herausgeschnitten, damit die Zehe den Druck des Schuhs nicht spüren

sollte, und war den Gefährten auf dem langen Marsch nachgegangen. Aber er fieberte leicht, trotz seiner Courage. Da faßte auch ich Mut und bat den Offizier, er sollte ihn mir hier im Krankensaal lassen, bis der Chirurg am nächsten Tag käme.

Nachts stieg das Fieber. Er fing an, in seiner Sprache zu phantasieren. Es gelang mir nicht, ihn zu beruhigen. Über seine Lippen kamen seltsame Namen, unverständliche Worte, Länder über Länder aus ganz Europa, Böhmen, Österreich, Polen, Belgien, Griechenland, Frankreich, Italien... Etappen von Feldzügen, Schlachten, die Erinnerung an Gefahren, Sturmangriffe, Frauen, Haß und Liebe — Eindrücke, die sich ihm ins Fleisch oder in den Geist eingegraben hatten und jetzt vom Fieber aufgerührt aus dem Unterbewußtsein aufstiegen, wie der Untergrund eines Flusses an die Oberfläche treibt, wenn man mit einer Stange darin herumrührt. Aber zwei Worte kamen vor, die ich verstand, weil alle Sprachen sie gemeinsam haben: «*Mama, Soldat!*» Sie gehören zur Internationale der Männer, die Worte für Gefühl und Pflicht, Liebe und Haß, und sie setzen das Leben an den beiden Polen ab: Güte und Kampf, Mann und Weib, Leben und Tod. Am andern Morgen ging es ihm wieder besser, das Fieber hatte ihn beinahe verlassen, und er schlief ruhig. Er hatte einen zu gesunden Körper, um sich von Krankheit niederwerfen zu lassen. Es läutete zur Frühmesse, und ich ging hinunter in die Kapelle. Die Morgendämmerung war wie von Perlen.

Hierauf fing der Guardian wieder an:

Am Tag darauf kam schon wieder ein telephonischer Anruf. Es schien ihnen allmählich nicht übel Spaß zu machen, aber ich will nicht behaupten, daß nicht auch wir... Es war etwas später als das erstemal, so gegen fünf. Diesmal waren es an die hundert Partisanen. In Viererreihen kamen sie an. Oh, du lieber Gott, was für ein Anblick, und dabei so liebe

Burschen! Mit allen ihren Waffen hatte man sie vom Berg herunter geradewegs ins Kloster ziehen lassen. Ich hätte das niemals für möglich gehalten, wenn ich sie nicht selbst zwei Stunden unten in meinem Porticus gehabt hätte und nicht hundertmal zusammengefahren wäre vor Schreck über diese verteufelten Waffen. Und gar keine Vorbereitungen diesmal: drei Schweizer Soldaten, die kein Wort Italienisch verstanden, und ein Gendarm, dem die Verantwortung und die Entscheidungen, die er da auf sich nehmen mußte, große Sorge zu bereiten schienen. Aber wozu denn auch Überwachung? Das waren ja Hausgenossen, sie redeten unsern Dialekt, ihre Gesichter strahlten von Herzlichkeit, sie machten genau soviel Lärm wie unsereins und verbreiteten ringsum das gleiche geniale Durcheinander. Und das Beste von allem, sie kamen stolz und elend hinter ihrem Priester amarschiert. Er, der Priester, allen voran, in der Soutane, mit dem Priesterbarett auf dem Kopf und das Brevier unter den Arm geklemmt; keinen Augenblick ließ er es locker, und nicht ein einziges Mal fiel es ihm aus dem Arm, ein richtiges Erlebnis für Bruder Fiorentino. Zwei Stunden lang sahen wir ihm zu, wie er sich auf jede Weise zu tun machte, da jemandem Wasser brachte, dort einen Verwundeten verband, dann wieder von Zeit zu Zeit einen Jungen streichelte, die Suppe verteilte, und dabei stak ihm die ganze Zeit das kleine Brevier mit dem Goldschnitt unterm Arme, stärker als irgendeine Waffe von Eisen.

Hinter ihm also marschierte lebenswerte, heilige Jugendschar der Freiheits-soldateska. In Zivilkleidung — nur drei trugen Uniformen, die kaum noch zu erkennen waren — in Lumpen, ausgehungert, verschmachtet. Ihre Bewaffnung war romantisch und gräßlich zugleich, denn die einen trugen alte Gewehre aus dem Jahre .. 89, armselige Bajonette, Zivilistenpistolen und Knüppel, andere wiederum hatten Handgranaten im Gürtel stecken oder Mitrailleusen im Arm. Zwei solcher Maschinengewehre gab es,

ein russisches und ein deutsches. Jetzt allerdings... Auch die Handgranaten waren deutschen Ursprungs, mit langem Griff, an einem Ende den Ladezylinder mit dem Sicherungsdeckel. Diese deutschen Waffen konnte ich mir nicht erklären, aber Hochwürden half mir dabei. Er erzählte kurz: «Alle diese Partisanen sind aus meiner Gegend, ich kenne jeden von ihnen. Sie schlugen sich in den Bergen. Gestern vollführten sie einen Hauptstreich: Unversehens überfielen sie eine Kompanie tschechischer Soldaten, entwaffneten sie und stellten sie vor die Wahl: *In den See hinein oder, wenn euch das lieber ist, dort über die Schweizer Grenze!* Natürlich zogen sie die Grenze vor. Haben Sie sie nicht gestern hier ankommen sehen?» — «Und ob!... aber erzählen Sie doch weiter!» — «So kamen sie zu den neuen Waffen, die Sie sehen, die Maschinengewehre und Granaten. Nur daß die Deutschen die Sache sofort erfuhren und ein ganzes Bataillon mit Maschinengewehren und Kanonen schickten. Die Unsrigen schlossen sich zusammen auf der Alp X. Ein Verräter gab sie preis, ein Hofbesitzer, der zu den Neofaschisten hielt. Auf geheimen Pfaden führte er die Deutschen hinauf bis zur Alp. Die Ärmsten gerieten zwischen zwei Feuer und ließen an die fünfzig Tote dort, die übrigen retteten sich über Schluchten und durch Täler bis über die Grenze.» — «Und Sie selber, Hochwürden?» — «Ich befand mich in meinem eigenen Dorf in Todesgefahr, da rettete ich mich auf andern Wegen hierher...» Mit einem Seufzer, in dem sich Wut mit Verzweiflung mischte, fügte er noch hinzu: «Zwei ganze Monate haben wir gewartet, daß uns die alliierten Flugzeuge etwas *abwerfen* würden, zwei lange Monate. Die Engländer hatten es uns versprochen, die Amerikaner hatten es uns versprochen, Waffen und Lebensmittel... Da standen wir nun alle Nächte und warteten. Nichts. Vielleicht konnten sie nicht, vielleicht haben sie uns vergessen... Hätten sie uns etwas abgeworfen, so stünden wir nicht hier.»

Indessen tranken sie in langen Zügen aus großen Eimern, tranken wie eine arme Herde, die vom Feuer überrascht und in wilde Flucht getrieben wurde. Unter den Kehlen, von denen Schweiß und kaltes Wasser durcheinander rannen, hoben sich die behaarten Oberkörper, darunter spannten sich die jämmerlichen Bäuche, denen man es ansah, daß sie an Hunger und Durst gewöhnt waren, an dürftige, hastig verschluckte Bissen und an Kräuter, die gekaut und ausgesogen wurden, wenn sich keine andere Nahrung bot. Es waren Jungen darunter, die höchstens fünfzehn Jahre alt sein mochten. «Du bist auch ein Partisane?» «Nein, Herr, ich war Hirte. Ich brachte den Soldaten das Essen. Wenn mich die Deutschen erwischt hätten, ich wäre erschossen worden. Darum...» Er antwortete schüchtern, während er den mageren Knabenleib vor dem Arzt entblöbte, in seinen Augen lag die wilde Scheu der Kinder aus den Bergen. — «Recht hast du getan. Jetzt iß.»

Sie hingen ihre Lumpen zum Trocknen auf und streckten ihre Hände dem Doktor zum Untersuchen hin; Jünglingshände, zarte Knabenhände, wetterharte, an jede Art von Arbeit gewöhnte Männerhände. Ausgestreckt und aufgerichtet wie die schaufelförmigen Blätter des Feigenkaktus. In unserm Hof stehen Pfähle für die Barren zum Turnen mit einer Reihe von Löchern in verschiedener Höhe zum Regulieren der Barren. Im Nu sproßten aus allen Löchern Granaten, die die Burschen hineingesteckt hatten. (Soviel Sinn fürs Praktische findet man bei unserm Volksstamm.) Unserm Deutschschweizer Unteroffizier mochte das etwas fremdartig vorkommen, denn er befahl, es seien alle Waffen abzugeben. Der Priester wiederholte den Befehl in ihrer Muttersprache. In einen Sack kamen nun die Granaten, an die hundertsechzig Stück waren es. Die Gewehre wurden auf einen Stapel gelegt und immer einige zusammengebunden, die Munition kam in einen andern Sack. Und alles miteinander

der lud man sodann auf drei Handkarren. Die armen Burschen! Sie setzten sich zum Essen nieder, wie es gerade kam, mit der Natürlichkeit des Bauernvolks, das beim Essen auf den Stufen des Hauses sitzt, oder der armen Teufel, die sich draußen auf dem Felde am Rande eines Grabens setzen, um zu essen. Und trotzdem waren sie ganz vergnügt, plauderten, halfen einander aus und schoben sich gegenseitig die Gamelle oder die Feldflasche zu, alles das mit der gleichen, von Würde getragenen Freundlichkeit, als wenn sie an einem richtig gedeckten Tisch zum Essen säßen. (So liebenswert ist unsere Rasse.) In ihrem Lächeln lag weniger die Freude über ihr gerettetes Leben als die Gewißheit — das sagten sie ganz offen — bald wieder in der Heimat weiterkämpfen zu dürfen.

An dieser Stelle machte Bruder Giovannino eine Bemerkung zur Garnierung des Ganzen:

Von meinem Guckloch in der Pförtnerwohnung aus machte es mir Vergnügen, die Leute auf der Straße zu beobachten. Am Tag zuvor gab es kaum Neugierige, und die hatten mißtrauisch verschlossene, finstere Gesichter. Nicht einmal die ungewohnte Uniform zog Zuschauer herbei. Und keiner sagte einen Ton. Am andern Tag aber gab es einen Auflauf. Zurufe wurden laut, Zigarettenpakete flogen über das Gitter, Fiaschi mit Wein wurden durch das Tor geschoben, was blieb mir übrig, als ein Auge zu schließen, den Eingang etwas weiter aufzumachen als gewöhnlich, um die Spende der brüderlichen Zuneigung durchzulassen... «Und wo bleibt die Neutralität?» erkundigt sich Pater Giacinto... Alles schön und gut, lieber Pater, aber das Blut? Wo lassen Sie mir das? Und die Muttersprache noch dazu?... Und soll es für nichts gelten, daß diese Jungen für die Freiheit ihres heimatlichen Bodens kämpfen?... Die andern, der Heilige Ambrosius des Giusti

weiß es wohl, die andern sind auch arme Teufel, müssen kämpfen, um am Leben zu bleiben . . . aber für die hier spricht das Blut. Und so, sehen Sie wohl, fliegen eben Zigaretten und Brotlaiber durch die Luft, schlüpfen Chiantiflaschen verstopfen durch die Pforte, wenn das Blut mitspricht. Wenn ich es nicht zulasse, gibt es Raufereien, gibt es . . .

Bruder Carmelo sagte noch mit einem ganz betäubten Lächeln:

Vielleicht ist es euch nicht aufgefallen, aber auf einmal kam mein tschechischer Soldat aus dem Krankensaal herunter. So gegen sieben Uhr. Die Dämmerung stieg mit den ersten Schatten auf die Dächer nieder, und ganz zart läutete es das Ave-Maria vom Glockenturm über dem Kloster. Die Partisanen standen schon zum Abmarsch bereit, eingehüllt in menschliche Anteilnahme. Der verwundete Böhme sah das deutsche Maschinengewehr und bückte sich, um es genau anzusehen; dann hob er es leicht hoch und suchte die Marke, die Nummer, ich weiß nicht was. Dann erkundigte er sich, welchem der Partisanen die Waffe gehörte. Er war in Hemdärmeln, ohne Waffenrock, und niemand hatte bemerkt, daß er ein Soldat der Wehrmacht war. Der Hochwürdige wiederholte die Frage auf Italienisch, dann im Dialekt. Da meldete sich ein Bursche, der schon eingeordnet war: «Ich hatte sie! Ich nahm sie neulich nachts einem tschechischen Soldaten weg, als wir sie entwaffneten. Ich glaub', ich hab' ihn dabei umgebracht, denn es ging ein Schuß los.»

Da sagte der Tscheche leise zum Hochwürdigen: «Nein, er hat mich nur an einem Fuß verwundet.» Und auf Französisch fügte er hinzu: «Arme Leute. Alle sind wir arme Leute.» Er schnallte sich den Hosengürtel ab und übergab ihn dem Priester: «Bitte geben Sie jenem Burschen den Gürtel zum Andenken.»

Die Kolonne marschierte ab.

An dieser Stelle unterbrach Bruder Fiorentino, den wir das «Radio» nennen, weil er nie den Mund halten kann, eifrig und ganz respektlos den guten Bruder Carmelo um hinzuzwerfen:

Natürlich, natürlich . . . Und als sie weggingen, zeigte mir ein langer, schwarzer Bursche mit zwei Feueraugen einen Ledergürtel mit einer schönen Messingschnalle, auf der ein paar Worte in gotischer Schrift standen. «Bitte, Bruder», sagte er zu mir, «was heißt das? Ich kann nicht Deutsch.» «*Gott mit uns!*» heißt das, antwortete ich. Ich kann den Fluch nicht wiederholen, den er darauf ausstieß. Aber jetzt verstehe ich den Antrieb zu dem Geschenk des tschechischen Soldaten . . . *Gott mit uns!* Deshalb hatte er dem Feind den Gürtel gegeben.

Und Bruder Fiorenzo lief herum, um alles zu erzählen, ob sie es nun hören wollten oder nicht, und das Kloster, der Kreuzgang, die Küchen, ja sogar der Hühnerstall und das Bienenhaus hallten davon wider.